

Vorwort

Psychoonkologie – Bewegliche Vielfalt in starren Strukturen?

„Es war die beste aller Zeiten, es war die schlimmste aller Zeiten, es war ein Jahrhundert der Weisheit und des Unsinns, eine Epoche des Glaubens und des Unglaubens, eine Periode des Lichts und der Finsternis. Es war der Frühling der Hoffnung und der Winter des Verzweifeln. Wir hatten alles vor uns, wir hatten nichts vor uns, wir steuerten alle unmittelbar dem Himmel entgegen und auch alle unmittelbar in die entgegengesetzte Richtung - mit einem Wort, die Periode glich der unsrigen in gar keiner Weise.“

Charles Dickens beginnt mit diesen Sätzen sein Werk „Geschichte zweier Städte“ und beschreibt so den Zeitgeist am Ende des 18. Jahrhunderts. Diese Sätze lassen sich vielleicht auch nehmen, um – cum grano salis – die Zeit zu Beginn der 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts zu beschreiben, die Zeit, in der in der onkologischen Medizin deutliche Fortschritte erzielt wurden, in der dank verfeinerter Techniken die Responderaten verbessert und die Heilungschancen erhöht wurden – aber der Mensch als Ganzes, als ganzheitliches Wesen immer mehr aus dem Blickfeld geriet. Die fehlende Berücksichtigung psychosozialer Faktoren bei der Behandlung der Patienten verursachte Behandlern wie Behandelten zunehmendes Unbehagen.

Doch in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts gewannen dann neue, andere Ideen und Konzepte Raum in Deutschland. Der Mensch als Ganzes rückte zum Glück zunehmend in den Blick. Die junge Disziplin Psychoonkologie fasste Fuß in der Medizin. Trafen sich zunächst Kollegenkreise und Interessierte zum gegenseitigen Austausch, so gab es auch bald fest etablierte kollegiale Arbeitsgruppen. 1983 entstand mit Gründung der dapo ein erster Fachverband für alle in der Psychoonkologie tätigen Berufsgruppen. Wissenschaftlich Tätige trafen hier klinische Praktiker – man bestaunte einander, und doch lernten die Gruppen auch voneinander.

Psychosoziale Aspekte werden mittlerweile in der Gesundheitspolitik berücksichtigt und sind in vielen Behandlungspfaden verankert. Die sektorenübergreifende Vernetzung psychoonkologischer Angebote ist jedoch derzeit in Deutschland suboptimal zu nennen. Eine psychoonkologische Versorgungsket-

te aus dem Bereich der stationären und ambulanten Behandlung über die Rehabilitation zur Nachsorge bleibt noch eine wünschenswerte Utopie.

Die vielfältigen Aufgabenstellungen der psychoonkologischen Versorgung erfordern ein weites Spektrum unterschiedlicher Kompetenzen. Darum ist die Interdisziplinarität der dapo ein wertvoller Schatz, den wir sorgsam pflegen sollten. Die Vielfalt der Berufsgruppen ist und bleibt unser Kennzeichen. Die Rahmenbedingungen des Gesundheitssystems begrenzen immer wieder unsere Handlungsmöglichkeiten. Ergebnisse aus der wissenschaftlichen Forschung können oft nur mit Mühen und sehr zeitverzögert in die klinische Praxis der psychosozialen Arbeit umgesetzt werden. Flexibles Handeln ist für eine bedarfsgerechte Versorgung der Patienten nötig, stößt aber oftmals auf starre Strukturen. Wir ähneln oft genug kunstfertigen Jongleuren und versuchen zum Wohle der Patienten, Dinge in Bewegung zu bringen. Ob aber unsere Bälle im Ziel landen, ob unsere Bemühungen fruchten, bleibt häufig offen. Noch nicht einmal miteinander kommunizieren wir darüber. Ja, wenn nicht wir, wer dann? Unterschiede in der Arbeits-Kultur und im Selbstverständnis der einzelnen Berufsgruppen sind Hindernisse auf dem Weg zu gelingender interdisziplinärer Kooperation. Diese gilt es zu überwinden. Auch das Streiten miteinander müssen wir vielleicht noch lernen. Nichts verbindet besser als ein guter Streit.... Denn ums Streiten werden wir langfristig nicht herumkommen: In der momentanen Phase der Umstrukturierung im Gesundheitswesen sind wir mit einem immer deutlicher werdenden Wettbewerb um die vorhandenen Ressourcen konfrontiert. Vertrauensvolle Zusammenarbeit und offene Diskussion der Probleme ermöglichen uns, Unterschiede zu benennen, Hindernisse im Arbeitsfeld zu überwinden und flexibel auf die anstehenden Herausforderungen zu reagieren.

Die dapo-Jahrestagung 2011 beleuchtete aus unterschiedlichen Perspektiven die zahlreichen Facetten psychoonkologischen Arbeitens. Allen Referenten/Referentinnen sowie den Workshop-Leitern/Leiterinnen danken wir für ihre Beiträge. Durch das persönliche Engagement aller Mitwirkenden konnte die Tagung sehr lebendig gestaltet werden und gab viele Anregungen für unseren Berufsalltag.

Wir wünschen viel Freude beim Lesen!

Münster, Schönhagen, Biberach, Ludwigshafen, Berlin im November 2011

**Andrea Schumacher, Annkatrin Rogge, Peter Weyland,
Thomas Schopperth, Ruth Hirth**

Eröffnungsvortrag

Komplexität gestalten!

Von der funktional differenzierten zur vernetzten Gesellschaft

Heiko Kleve

*„Ein Sachverhalt ist komplex,
wenn er aus so vielen Elementen besteht,
daß diese nur selektiv zueinander in
Beziehung treten können.“
(Luhmann 1986, S. 267)*

*„Komplexität [...] heißt Selektionszwang,
Selektionszwang heißt Kontingenz und
Kontingenz heißt Risiko.“
(Luhmann 1984, S. 47)*

Ausgangspunkte

Wie kann Komplexität in einer modernen und das heißt einer nach funktionalen Kriterien differenzierten Gesellschaft gestaltet werden? Wie ist Vernetzung unterschiedlicher, selbst wieder komplexer Systeme in dieser Gesellschaft, insbesondere im Kontext psycho-sozialer Hilfen möglich? Das sind die beiden zentralen Fragen, die hier nicht gänzlich beantwortet, aber doch einer Klärung unterzogen werden sollen. Dazu ist es zunächst erforderlich, den Begriff „Komplexität“ zu diskutieren. Dies soll ausgehend von den zahlreichen Namen geschehen, die der modernen Gesellschaft gegeben werden. So hat Armin Pongs kurz vor Eintritt in das 21. Jahrhundert bekannten Soziologen die Frage gestellt, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben und zehn Antworten zusammengetragen. Demnach könnten wir sagen, dass wir uns in einer Risikogesellschaft (Ulrich Beck), einer postindustriellen Gesellschaft (Daniel Bell), einer Bürgergesellschaft (Ralf Dahrendorf), einer Multioptionsgesellschaft (Peter Gross), einer postmodernen Gesellschaft (Ronald Inglehart), einer Wissensgesellschaft (Karin Knorr-Cetina), einer multikulturellen Gesellschaft (Claus Legge-

wie), einer Arbeitsgesellschaft (Claus Offe), einer Mediengesellschaft (Neil Postmann) oder einer Erlebnisgesellschaft (Gerhard Schulze) bewegen (vgl. Pongs 1998).

Mit dieser Vielzahl von Gesellschaftsnamen, die wir mit Bezug auf weitere Soziologen und ihre Theorien noch erweitern könnten, handeln wir uns bereits das ein, was gemeinhin als Komplexität bezeichnet wird. In einem Kontext von begrenzter Zeit (etwa in einem Vortrag) oder von eingeschränktem Raum (etwa in einem Artikel) können nicht alle genannten Begriffe untersucht werden – deren Anzahl ist zu groß. Deshalb müssen wir entscheiden, welche Begriffe wir näher beleuchten, welche Auswahl/Selektion wir also vornehmen wollen. Und diese Selektion verweist auf Kontingenzt: Sie könnte im gegebenen Möglichkeitsrahmen unterschiedlich ausfallen, jene oder andere Begriffe könnten ausgewählt werden. Ob die Wahl, die getroffen wurde, dann jedoch passend ist, kann zumeist erst im Nachhinein eingeschätzt werden – erst dann, wenn wir bewerten können, ob die Ergebnisse, die wir mit der Wahlentscheidung intendierten, so sind wie erwünscht oder ob sie unbefriedigend bleiben oder gar mit nicht gewollten Nebeneffekten einhergehen, die die getroffene Wahl infrage stellen. Genau damit gerät das Risikophänomen in den Blick.

Dass uns heute selbst die Suche nach einer passenden Bezeichnung für die Gesellschaft mit Komplexität, Kontingenzt und Risiko konfrontiert, verweist auf eine gesellschaftliche Kondition, die der französische Philosoph Jean-François Lyotard als postmodern bewertet (Lyotard 1979). „Postmodern“ wird in dieser Hinsicht als Label verwendet, um zu signalisieren, dass keine allumfassenden, allgemeingültigen und konkurrenzlosen Beschreibungen der Gesellschaft mehr möglich sind und dass diejenigen Beschreibungen, die einen Totalitätsanspruch vor sich hertragen (etwa das Fortschrittsdenken der Aufklärung oder der Marxismus), ihre Glaubwürdigkeit mehr und mehr verlieren. Und das gilt freilich auch für die postmoderne Beschreibung selbst.

Für Niklas Luhmann, auf dessen systemische Gesellschaftstheorie wir uns hier vor allem beziehen wollen, kursiert in unserer modernen Gesellschaft gleichzeitig eine Vielzahl, eben eine Komplexität von Selbstbeschreibungen (Luhmann 1997, S. 866 ff). Wer die Einheit der Gesellschaft zu fassen versucht, landet bei der Vielheit der Differenz unterschiedlicher Beschreibungen. Mit Luhmann können wir uns fragen, in welcher Art von Gesellschaft genau das möglich ist: dass eben die Suche nach einer gesamtgesellschaftlichen Einheit, nach einer Metabezeichnung Vielfalt hervorbringt, eine Vielzahl miteinander konkurrierender Selbstbeschreibungen.

Die postmoderne Kondition der Gesellschaft lässt sich erklären durch die Art, wie unsere moderne Gesellschaft gegliedert, differenziert ist, nämlich nach

funktionalen Kriterien (vgl. Fuchs 1992). Die funktional differenzierte Gesellschaft produziert am laufenden Band Komplexität, und zwar in unterschiedlichsten Hinsichten, etwa politisch, ökonomisch, juristisch, medial, künstlerisch, medizinisch, pädagogisch oder wissenschaftlich. Daher werden wir uns das Komplexitätsproblem zunächst anschauen, indem wir die Form unserer funktional differenzierten Gesellschaft betrachten. Wie wir mit den Effekten der funktionalen Gesellschaftsdifferenzierung umgehen, ob wir hier planvoll gestalten oder gar steuern können, wird uns sodann beschäftigen. Schließlich wollen wir einige praxisorientierte Strategien betrachten, die dabei helfen könnten, auf die problematischen Effekte funktionaler Differenzierung zu reagieren. Vielleicht lassen sich dadurch einige Ideen generieren, wie wir das nachhaltiger herstellen können, was wir heute mehr denn je benötigen: Vernetzung, Überbrückung, Verbindung des Unterschiedlichen, des Differenten innerhalb der sozialen Komplexität.

Gesellschaft und ihre Differenzierungsformen

Bevor wir uns der funktional differenzierten Gesellschaft und dieser Form vorausgehenden Gesellschaftstypen zuwenden, soll zunächst klargestellt werden, was überhaupt mit „Gesellschaft“ gemeint ist. Wenn wir von Gesellschaft sprechen, dann soll damit alles benannt werden, was sozial geschieht. Unter *sozial* wird das Kommunikative verstanden – also keine psychischen Gedankenvorgänge und biologischen Lebensprozesse, sondern Prozesse *zwischen* Menschen. Während auf einer Tagung vorgetragen wird, werden in Fabriken Autos produziert, agieren Banker an der Börse, behandeln Ärzte ihre Patienten, werden Schüler unterrichtet, walten Politiker ihres Amtes, recherchieren und berichten Journalisten etc. – und zwar *gleichzeitig überall* auf der Welt. Gesellschaft meint heute Weltgesellschaft und bezieht sich auf all das, was kommunikativ passiert. Gesellschaft ist demnach der Begriff für das Nebeneinander unterschiedlichster sozialer (kommunikativer) Kontexte (vgl. Nassehi 2008, S. 103).

Unsere heutige Gesellschaft gilt als funktional differenziert. Um zu verstehen, was die Soziologie damit meint, lohnt sich ein kleiner Exkurs in die Geschichte der Gesellschaftsentwicklung. Die soziologische Entwicklungstheorie, die wir hier zugrunde legen (vgl. Luhmann 1997 und Baecker 2007), unterscheidet vier Gesellschaftstypen, und zwar nach ihren vorherrschenden Unterteilungs- bzw. Differenzierungsprinzipien und deren kommunikativen Verbreitungsmedien – *erstens*: die durch Mündlichkeit geprägte tribale (Stammes-) Gesellschaft, *zweitens*: die die Schrift nutzende feudale Schichtengesellschaft, *drittens*: die

auf den Buchdruck basierende funktional differenzierte Gesellschaft und vier-
tens: die vom Computer und dem Internet geprägte nächste bzw. vernetzte
Gesellschaft.

Mit *Stammesgesellschaft* ist die Urform menschlicher Vergesellschaftung
gemeint, die von gleichartigen Segmenten, eben von Stämmen geprägt ist. Die
bestimmende Kommunikationsform, die der sozialen Verbreitung von Nach-
richten, Informationen oder Erzählungen unter den Stammesangehörigen dient,
ist die Mündlichkeit der Sprache. Da jede/r jede/n kennt, alle ihren eindeutig
zugewiesenen Platz in der Gesellschaft haben, reicht die sprachliche Kommu-
nikation aus, um alles Soziale zu regeln. Die Stammesangehörigen sind mit
allen Facetten ihrer Existenz voll in die Gesellschaft integriert. Die Freiheitsgra-
de, die sie jeweils bestimmen und miteinander teilen, sind gering. Die aufei-
nander ausgerichteten Erwartungen sind klar. So ist die soziale Komplexität
eher niedrig. Der Zusammenhalt der Menschen in der Stammesgesellschaft und
die sozialen Bindungskräfte zwischen diesen basieren auf Reziprozität, also auf
der Gegenseitigkeit von Geben und Nehmen unter Gleichen. Dieser elementa-
re Sozialprozess des angemessenen Erwiderns (vgl. Hondrich 2006, S. 42-54)
grenzt die Gesellschaft nach außen ab und festigt sie nach innen.

In der *Schichtengesellschaft* verändert sich der soziale Aufbau. Die Gesellschaft
ist pyramidenförmig in einzelne Schichten gegliedert. Das kommunikative Ver-
breitungsmedium der Sprache wird mehr und mehr überformt durch die neue
soziale Errungenschaft der Schrift, deren Beherrschung jedoch tendenziell den
Oberschichten (Klerus und Adel) vorbehalten bleibt. Der Zusammenhalt und
die Beständigkeit der Gesellschaft werden durch religiöse Mythen gesichert, die
die „von Gott gewollte Ordnung“ begründen und zementieren und jeden Ein-
zelnen auf seiner gesellschaftliche Position halten. Das Verbreitungsmedium
der Schrift hat die Funktion, diese „heilige Ordnung“ zu verkünden.

Die *funktional differenzierte Gesellschaft* entwickelt, ausgehend und Hand in
Hand mit der Erfindung und Etablierung eines neuen kommunikativen Verbrei-
tungsmediums, mit dem Buchdruck, eine sachliche soziale Unterteilung. Diese
Unterteilung können wir uns vorstellen wie die Ordnung in einer Bibliothek,
die nach Sachgebieten differenziert ist. Diese als funktionale Differenzierung
bezeichnete gesellschaftliche Struktur, die wir noch näher betrachten werden,
wurde zunächst (etwa von Marx und Engels) am Beispiel der Wirtschaft beob-
achtet. So wird die Gesellschaft als kapitalistisch beschrieben, weil die Ökono-
mie sich abhebt von allen anderen sozialen Sphären, eigene Logiken und Prin-
zipien ausbildet, die die Gesellschaft mehr und mehr dominieren. Ebenso
heben sich die Systeme Politik, Recht, Wissenschaft, Kunst, Massenmedien etc.

vom Rest der Gesellschaft ab und etablieren eigene nebeneinander stehende Perspektiven und Kontexte.

In der funktional differenzierten Gesellschaft verlieren die Menschen ihre eindeutigen Plätze. Sie werden „sozial ortlos“ (Luhmann 1982, S.15), weil sie als unermüdliche Wanderer zwischen unterschiedlichen Kontexten (etwa Familie, Arbeit, Konsum, Weiterbildung, Freizeit etc.) hin und her gehen müssen, wollen sie ihre physische, psychische und soziale Existenz erhalten. Damit wandelt sich die soziale Partizipation der Menschen an der Gesellschaft: von festen Integrationen in vormodernen Gesellschaften (in Stämmen bzw. Schichten) zu wechselnden Inklusionen in die Funktionssysteme und Organisationen der modernen Gesellschaft.

Die schließlich von Dirk Beacker als *nächste Gesellschaft* (Baecker 2007) bezeichnete Form löse nun tendenziell die funktionale Differenzierung ab. Der Computer und das Internet überformen die sachliche Ordnung der Buchgesellschaft. Damit kommt es in allen Funktionssystemen und zwischen diesen zu neuen sozialen Möglichkeiten und Anforderungen, zu einer Beschleunigung der Kommunikation und zu dynamischen Vernetzungen zwischen den funktional differenzierten Sphären. Möglicherweise befinden wir uns derzeit an einer Übergangsschwelle von der funktional differenzierten zur nächsten, vernetzten Gesellschaft. Diese Gesellschaftsform etabliert zwar neuartige Formen der Vernetzung der getrennten Gesellschaftssphären, aber sie geht von funktionaler Differenzierung aus. Daher und weil unser Komplexitätsproblem noch deutlicher ins Auge scheinen soll, wollen wir uns die funktional differenzierte Gesellschaft genauer anschauen.

Funktionale Differenzierung am Beispiel der Plagiats-Affäre zu Guttenberg

Um zu veranschaulichen, was mit funktionaler Differenzierung gemeint ist, können wir die Plagiats-Affäre um den ehemaligen Bundesverteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg betrachten, die die deutsche Öffentlichkeit im Februar 2011 in Bann gezogen hat. Die Doktorarbeit des Ex-Ministers, die von der Universität Bayreuth 2007 angenommen und mit *summa cum laude* bewertet wurde, stellte sich als Arbeit heraus, die zahlreiche Fremdtex te enthält, ohne dass diese als Zitate gekennzeichnet waren (vgl. Fischer-Lescano 2011, S. 112-119; www-Zugriff 1). In der Konfrontation mit den Plagiaten gab von zu Guttenberg zwar Fehler zu, die er begangen habe, wies aber jeden vorsätzlichen bzw. bewussten Täuschungsversuch von sich. Dennoch konnte er dem Druck

der Medien, der politischen Opposition und nicht zuletzt der Wissenschaft nicht standhalten und trat am 1. März 2011 zurück.

Als Verdeutlichung für das Prinzip der funktionalen Differenzierung eignet sich dieser Fall, weil wir hier mindestens acht unterschiedliche Beschreibungs- und Bewertungskontexte, acht differente Sinnprovinzen beobachten können, die zugleich auf spezielle funktional differenzierte Gesellschaftsbereiche verweisen, nämlich auf: (1.) die Massenmedien, (2.) die Wissenschaft, (3.) die Politik, (4.) das Recht, (5.) die Wirtschaft, (6.) die Kunst, (7.) das Gesundheitssystem und (8.) die Pädagogik.

Der Blick auf die genannten Spezialsphären wird jedoch häufig – und so auch in diesem Fall – durch eine *moralisierende* öffentliche Kommunikation vernebelt. Mit Moral ist ein Diskurs gemeint, der auf der Unterscheidung von Achtung und Missachtung beruht (Luhmann 1984, S. 319) und in diesem Fall (verständlicher Weise) äußerst stark und nachhaltig bemüht wurde. So trafen auf zu Gutenberg hinsichtlich seiner Tat massiv missachtende Bewertungen. Diese moralische Missachtung rief jedoch ebenso eine Gegenmoral hervor, die die Missachtenden missachtete und zu Gutenberg achtend in Schutz nahm.¹ Wenn wir sehen, wo all dies Moralisieren beobachtet wurde und wo wir es vor allem beobachten konnten, stoßen wir auf das erste Funktionssystem, das hier relevant ist, nämlich auf die *Massenmedien*. Die Plagiatsaffäre zu Gutenberg erregte das, was die Zeitungen und das Fernsehen benötigen und selbst hervorzurufen beabsichtigen: *Aufmerksamkeiten*. Die Massenmedien beobachteten das Ereignis, seine Entwicklungen und Etappen sowie die anderen funktionssystemischen Beobachter, vor allem die Politik, die Wissenschaft und das Recht.

Die *Politik* war hier als Funktionssystem natürlich besonders gefragt, weil es um ein Regierungsmitglied ging. Der politische Kontext kreist um das Medium der *Macht*. Es geht der Regierung um Machterhalt und der Opposition um Machtübernahme. Die Fragen für die Politik und ihre Akteure sind demgemäß, was zur Macht führt, diese erhält oder sie gefährdet. Im Falle zu Gutenberg wurde die Macht der Regierung zunächst nicht in Gefahr gesehen – im Gegenteil: Ein Großteil der Bevölkerung, der potentiellen Wähler (wie zumindest Umfragen

¹ Siehe dazu etwa die Position der Bild-Zeitung in dieser Sache. Aber auch in der Wochenzeitung Die Zeit wurde zu Gutenberg vor zu scharfer und abwertender Moralisierung verteidigt; so positionierte sich deren Chefredakteur Giovanni de Lorenzo in einem Leitartikel (*Doktor a. D. Reicht es, wenn Karl-Theodor zu Gutenberg auf seinen akademischen Titel verzichtet?*) am 24.02.2011 eindeutig, als er schrieb: „Karl-Theodor zu Gutenberg ist seinen Doktor jur. los. Das ist angemessen. Sein Amt soll er behalten“ (S. 1).

belegten²⁾ stand hinter dem Politiker, stärkte ihm gewissermaßen den Rücken. Daher konnte die Bundeskanzlerin eine, wie wir mit Peter Fuchs sagen könnten, *dividuelle Aufspaltung der Person* (Fuchs 1992, S. 204) von zu Guttenberg vornehmen, ihn unterscheiden in eine politische und eine wissenschaftliche Person – während diese Konsequenzen (Aberkennung des Dokortitels) erleben musste, konnte jene – zumindest noch knapp zwei Wochen nach Bekanntwerden der Plagiate – weiterhin als Minister im Amt verbleiben.³ Schließlich jedoch rief dieses politische Verharren zahlreiche organisierte Proteste aus dem Wissenschaftssystem hervor,⁴ die neben anderen (insbesondere medialen und politischen) Angriffen auf die Person von zu Guttenberg seinen Rücktritt beförderten.

Auf das Funktionssystem *Wissenschaft* verweist freilich vor allem die Aberkennung des Dokortitels durch die Universität Bayreuth am 23. März 2011. Nach dem Bekanntwerden des beispiellosen und ausgesprochen regelwidrigen wissenschaftlichen Fehlverhaltens von zu Guttenbergs hat die Universität als Akteur des Systems schnell und konsequent reagiert. Die Wissenschaft, die die Funktion des *Erkenntnisgewinns* hat, baut auf dem transparenten und klar geregelten Rezipieren und selbstständigen Weiterentwickeln von bereits publizierten Erkenntnissen auf. Die anerkannten Regeln dieser wissenschaftlichen Funktion für die Gesellschaft wurden in diesem Fall in zahlreicher Weise verletzt.

² Siehe dazu etwa die Telefonumfrage von Infratest, die auf der Basis einer repräsentativen Zufallsauswahl am 21.02.2011 durchgeführt wurde und als Ergebnis erbrachte, dass 73 Prozent der befragten Bürger mit seiner politischen Arbeit zufrieden waren und nur 21 Prozent diesbezüglich Kritik üben (vgl. <http://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/guttenbergs-rueckhalt-in-der-bevoelkerung-ungebrochen> [02.03.2011]).

³ Die erwähnte „dividuelle“ Aufspaltung der Person zu Guttenberg in eine politische und eine wissenschaftliche Person wurde der Bundeskanzlerin im Nachhinein häufig vorgeworfen, sie wurde dafür moralisch angeklagt. Diesbezüglich wurde die Einheit des Menschen, des Unteilbaren, eben des Individuums hoch gehalten. Aber ist nicht die besagte „Dividualität“ in der funktional differenzierten Gesellschaft normal? Davon können wir jedenfalls aus soziologischer Sicht ausgehen. Was jedoch die Wissenschaft gegen die politische Entscheidung der Bundeskanzlerin auf die Barrikaden gebracht hat, war aus meiner Sicht nicht die Aufspaltung der Person von zu Guttenberg, sondern dass mit dieser Aufspaltung eine Abwertung der Wissenschaft gegenüber der Politik bzw. eine Aufwertung der Politik gegenüber der Wissenschaft einherging (Zitat Angela Merkel sinngemäß: „Ich habe keinen wissenschaftlichen Mitarbeiter, keinen Inhaber einer Doktorarbeit berufen, sondern einen Verteidigungsminister.“).

⁴ Siehe etwa den Protest von Doktorandinnen und Doktoranden in Form eines offenen Protestbriefes an die Bundeskanzlerin: <http://offenerbrief.posterous.com> [01.03.2011] sowie die Erklärung von Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern zu den Standards akademischer Prüfungen: <http://www.hausdorff-research-institute.uni-bonn.de/mkreck/Erklaerung.pdf> [01.03.2011].

Die Frage, ob dieser Betrug in der Doktorarbeit, das Schmücken mit fremden Federn, auch juristische Konsequenzen haben wird, verweist auf das Funktionssystem *Recht*. Was zu Guttenberg getan hat, missachtet Urheberrechte und kann daher juristisch verfolgt werden. Zudem lässt es sich als Täuschungsakt bewerten, weil das Einreichen einer wissenschaftlichen Qualifikationsarbeit mit der rechtlich relevanten Erklärung einhergeht, dass die Arbeit eigenständig verfasst und alle verwendeten Quellen und Hilfsmittel entsprechend angegeben werden. Diese Erklärung hat zu Guttenberg abgegeben und verletzt – ob unbewusst oder vorsätzlich, das wird juristisch zu klären sein.

Überraschend in diesem Fall mag sein, dass auch das Funktionssystem *Wirtschaft* angesprochen ist, das um das Medium *Geld* kreist. Interessant ist diesbezüglich beispielsweise, dass die als Buch publizierte Dissertation *Verfassung und Verfassungsvertrag: Konstitutionelle Entwicklungsstufen in den USA und der EU* (Guttenberg 2009) kurz nach Bekanntwerden der Plagiate einen reißenden Absatz fand.⁵ Die ca. 500 gedruckten Exemplare waren innerhalb weniger Tage vergriffen. Drei Wochen später schnellte der Verkaufspreis des Buches auf dem Second Hand-Markt von 88 Euro Ladenpreis auf knapp 420 Euro an;⁶ es lassen sich damit offenbar kleine Profite machen.

Nicht sogleich einleuchtend ist möglicherweise auch, dass hier ebenfalls die *Kunst* als Funktionssystem angesprochen ist. Aber mit Ulf Poschardt können wir durchaus konstatieren, dass zu Guttenberg zwar die wissenschaftlichen Regeln und Techniken mit Füßen trat, dass er aber die Kunsttechnik des Samplings meisterhaft in Szene setzte (www-Zugriff 2). Wie in bestimmten Arten neuerer Musikstile üblich, kopierte und mischte zu Guttenberg verschiedenste Texte miteinander, offenbar ohne sich um deren Herkunft zu kümmern.

Nicht sofort, aber bei näherer Betrachtung der Aussagen von zu Guttenberg zu seinem Fall durchaus plausibel, erscheint das in einem Interview geäußerte Statement des Bayreuther Rechtsprofessor Oliver Lepsius, dass hier die psychologische Betrachtung interessant sein könnte (www-Zugriff 3). Für ihn weist von zu Guttenbergs Aussage, dass er etwas nicht bewusst getan haben will, was kaum unbewusst realisiert werden kann, wohl auf eine mögliche Psychopathologie. Und damit ist freilich das *Gesundheitssystem* relevant.

Sehr nachvollziehbar dürfte schließlich sein, dass sich Hochschullehrer/innen um die *Pädagogik*, die ebenfalls als Funktionssystem gelten kann, sorgen. Wie

⁵ Auf der Seite des Internetbuchverkäufers Amazon konnte dies am Verkaufsrang des Buches beobachtet werden, der schnellte nach oben. Das ist für ein juristisches Buch in dieser Preislage sehr ungewöhnlich.

⁶ Auch dies zeigte sich (am 9. März 2011) bei einem Blick auf die Amazon-Seite des Buches.

wirkt das, was ein prominenter Politiker vorgeführt hat, auf Studierende und Promovierende? Beflügelt es solche *Copy and Paste*-Strategien oder wirkt es eher abschreckend? Sicherlich sind die Antworten, die auf diese Fragen gegeben werden können, abhängig von den weiteren funktionssystemischen Kommunikationen, die insbesondere in den skizzierten Systemen Recht, Politik und Wissenschaft bezüglich dieses Falls zirkulieren werden.

Funktionssysteme als nicht-triviale und spezialisierte Komplexitätsproduzenten

Funktionale Differenzierung heißt nun, und das sollte am Beispiel des Falls zu Gutenberg deutlich geworden sein, dass die moderne Gesellschaft durchzogen ist von unterschiedlichen Kommunikationssphären mit differenten Perspektiven. Genau damit sind wir wieder bei der Komplexität angelangt, die hier als ein Phänomen der Perspektivenvielfalt sichtbar wird. Alle beschriebenen Perspektiven zirkulieren gleichzeitig und parallel. Sie generieren damit etwas, das wir als eine *Mehrfachcodierung* von Ereignissen bezeichnen könnten: Die Plagiats-Affäre von Gutenberg erscheint gleichzeitig in unterschiedlichen Funktionssystemen jeweils unterschiedlich: eben wissenschaftlich, politisch, rechtlich etc. Alle diese Perspektiven sind jeweils für sich genommen gleichermaßen rational, richtig und passend – auch wenn sie höchst unterschiedlich sind. Eine alle Perspektiven integrierende oder harmonisierende Metaperspektive ist nicht auffindbar.

Auch die Moral, die mit der Diskriminierung von Achtung und Missachtung kommuniziert, kann nicht als eine solche übergreifende Perspektive gelten. Denn die Funktionssysteme bereinigen entweder ihre Kommunikationen gänzlich von Moral oder nutzen diese sekundär, um ihre primären Funktionen zu realisieren – um nur drei Beispiele zu machen: In der Wirtschaft geht es lediglich um Geld; und gerade das, was moralisch verwerflich ist, kann Geld akkumulieren. In der Politik geht es um Macht, die freilich durch die Kommunikation bestimmter moralischer Prinzipien gewonnen, erhalten oder verloren werden kann. In der Wissenschaft interessiert die Gewinnung von Erkenntnissen – jenseits moralischer Barrieren hinsichtlich der Erkenntnisgegenstände und -methoden.

Funktionssysteme sind gekennzeichnet durch eine spezifische Funktion, die sie bei Absehen aller anderen Perspektiven für die Gesellschaft erfüllen. So geht es in der Wirtschaft um die monetäre Regelung von Knappheit, in der Politik um das Treffen von kollektiv bindenden Entscheidungen auf der Basis von Macht, im Recht um die Durchsetzung von Handlungsnormen oder in der Wissen-

schaft um die Produktion von Erkenntnissen. Weiterhin verweist der Begriff Funktionssystem auf den *systemischen* Charakter der benannten Kommunikationssphären. Systemisch oder System bezeichnet hier einen geschlossenen Kommunikationszusammenhang, der sich nach eigenen Regeln vollzieht und nicht zielgerichtet gesteuert werden kann, sondern eigendynamisch abläuft.

Um diese Eigendynamik, die auch als Autopoiesis bezeichnet wird (vgl. Luhmann 1984), zu erklären, werden Modelle aus der Kybernetik bemüht, so etwa die Unterscheidung zwischen trivialen und nicht-trivialen Systemen, die auf Heinz von Foerster zurückgeht (Foerster 1999, S. 12). Ein *triviales System* wird als eine durchsichtige Box gedacht, die hinsichtlich ihrer internen Vorgänge einsehbar ist und die zudem hinsichtlich dieser Vorgänge eine feste Struktur aufweist. Daher werden Inputs aus der Umwelt in vorhersehbarer Weise intern verarbeitet, so dass der Output des Systems berechenbar ist. In Abhängigkeit von bestimmten Inputs werden eindeutige Outputs produziert.

Anders verhält es sich bei *nicht-trivialen Systemen*: Diese sind hinsichtlich ihrer internen Struktur intransparent und werden daher mit einer *Black Box* verglichen, zudem können sich die internen Abläufe in Abhängigkeit von der Systemgeschichte verändern. Inputs aus der Umwelt werden in nicht-trivialen Systemen intern in einer Weise verarbeitet, die *erstens* nicht direkt und vollständig einsehbar ist und die sich *zweitens* immer wieder verändern kann. Nicht triviale Systeme gelten auch als lernfähige Systeme, die nicht lediglich auf ihre Umwelt reagieren, sondern diese auch eigenständig beobachten können.

Ein Beispiel, das zur Veranschaulichung der Unterscheidung von trivialen und nicht-trivialen Systemen gerne bemüht wird (vgl. [www-Zugriff 4](#)), mag dies veranschaulichen: Wenn wir einen Ball treten, dann wird dieser Ball eine bestimmte Entfernung weit fliegen – in Abhängigkeit von der Kraft, mit der zugetreten wird, von der Gravitation und dem Luftwiderstand. Der Ball könnte in diesem Sinne als triviales System bewertet werden. Denn die Flugstrecke ist in Abhängigkeit von den genannten Variablen berechenbar. Wenn wir nun aber einen Hund treten würden, dann ist die Art und Weise, wie der Hund darauf reagiert, nicht berechenbar. Denn er agiert auf der Grundlage von Komplexität, d.h., dass er mehrere Möglichkeiten der Reaktion hat, zwischen denen er wählen kann, er könnte etwa bellen, weglaufen oder beißen. Würde der Hund ein zweites oder drittes Mal getreten werden, könnten sich seine Reaktionen ändern, weil der Hund hinsichtlich seines Verhaltens nicht nur beobachtet wird, sondern selbst seine Beobachter beobachtet. Genau deshalb ist er lernfähig. Sobald sich ein drittes oder viertes Mal eine Person nähert, die ihn bereits zweimal getreten hat, wird er möglicherweise bei der dritten und vierten Konfrontation mit dieser Person gleich wegrennen. Schließlich könnte jedoch auch

eine Veränderung im umgebenden Kontext (z.B. dazu kommende weitere Hunde als Verstärkung) das Verhalten des Hundes variieren.

Soziale Systeme, eben auch gesellschaftliche Funktionssysteme gelten in dieser Weise als nicht-triviale Sphären, ihre Abläufe sind nicht zielgerichtet steuerbar, und zwar – wie dies noch einmal wiederholt werden soll – aus drei Gründen: *erstens*, weil sie nicht nur beobachtet werden, sondern ihre Umwelt selbst beobachten, *zweitens*, weil sie lernfähig sind und *drittens*, weil sie sensibel auf Kontextveränderungen reagieren können. Wenn wir dies konstatieren, dann wird deutlich, dass Funktionssysteme nicht zielgerichtet gesteuert werden können. Dies wird etwa am Beispiel der zahlreichen Steuerungsversuche der Wirtschaft durch die Politik beispielhaft anschaulich.

In unserer Gesellschaft existieren nun solche nicht-trivialen Funktionssysteme mit ihren eigenständigen Perspektiven gleichzeitig nebeneinander. Zudem haben sich um diese Systeme herum spezielle darauf ausgerichtete Professionen und Wissenschaftsdisziplinen etabliert (vgl. Stichweh 1994). In diesen Professionen und Disziplinen vollzieht sich tendenziell das, was auch die Funktionssysteme realisieren: die *Spezialisierung von Perspektiven*. Mit Spezialisierung ist ein Weltbezug gemeint, der sich auf einen eingegrenzten Ausschnitt bezieht und diesen verabsolutiert. Hier wird – um in Anlehnung an die Systemtheorie zu sprechen: *Komplexitätsreduktion* (Bezug auf einen begrenzten Ausschnitt der Welt) betrieben, um die *Komplexitätsexpansion* (bezüglich des beobachteten Weltausschnitts) zu erreichen. Die professionellen und wissenschaftlichen Spezialisten wissen also sehr viel über sehr wenig. Sie sind Fachexperten für die begrenzten Weltausschnitte, die sie jeweils beforschen oder bearbeiten. Die funktional differenzierte Gesellschaft hat ihre besondere Effektivität und Effizienz dadurch erreicht, dass sie das Prinzip der beschriebenen Spezialisierung ausdehnt und immer weiter vorantreibt.

Von der funktionalen Differenzierung zur systemischen Vernetzung

Wenn wir nun auf den bio-psycho-sozialen Bereich blicken, also dorthin, wo Probleme der menschlichen Existenz, etwa der körperlichen Gesundheit, der Psyche oder des sozialen Zusammenlebens bearbeitet und beforscht werden, dann zeigen sich jedoch auch die Grenzen der funktionalen Spezialisierung. Mediziner haben in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher erkannt, dass psychische und soziale Prozesse die Gesundheit eines menschlichen Körpers ebenso beeinflussen, wie es seine Biologie vermag. Psychologen sehen klar, dass biologische und soziale Kontexte die Psyche eines Menschen tangieren,

ihre Möglichkeiten begrenzen oder erweitern können. Und Sozialarbeiter/innen wissen, dass sie ihre Arbeit an den sozialen Problemen der Menschen nur erfolgreich leisten können, wenn sie die biologischen und psychischen Seiten der menschlichen Existenz mit einbeziehen. Und so entsteht allmählich ein Bewusstsein dafür, dass die funktionalen Barrieren der Spezialsysteme und Perspektiven zwar sehr nützlich sind, aber zugleich auch in passender Weise vernetzt werden müssen.

Die Soziale Arbeit beispielsweise, die es im Gegensatz zu anderen, etwa den medizinischen oder psychologischen Professionen, noch nicht zu einem gesellschaftsweiten Ansehen als Profession und Wissenschaftsdisziplin geschafft hat, versucht sich seit ihrer Entstehung zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht als spezialisiert zu sehen, sondern als *generalistisch*. So hat etwa Alice Salomon als eine Begründerin der modernen Sozialen Arbeit bereits früh erkannt, dass die Wohlfahrtspflege die unterschiedlichen Facetten der menschlichen Existenz gleichermaßen beachten muss. Denn die „Ursachen der Not sind oft ebenso unlösbar miteinander verknüpft, wie die menschlichen Bedürfnisse es sind. Man kann die Wirtschaft eines Menschen nicht völlig von seiner Gesundheit und Bildung ablösen. Man kann seine Erziehung und Bildung nicht ohne Rücksicht auf berufliche und wirtschaftliche Zwecke gestalten. Man kann seine Gesundheit nicht fördern, wenn es ihm an Einsicht und Willen, an geistigen und sittlichen Kräften fehlt und wenn die Wirtschaftslage eine gesunde Lebensweise zunichte macht“ (Salomon 1928, S. 139 f.).

Da die Soziale Arbeit nicht spezialisiert ansetzt, sondern generalistisch und damit quer liegt zum Prinzip der Moderne, zur funktionalen Differenzierung, habe ich diese Praxis und deren wissenschaftliche Reflexion als *postmodern* bezeichnet (vgl. Kleve 2000, S. 94ff; 2007a; 2007b). Als postmodern – und vielleicht auch im Sinne von Dirk Baecker 2007 als ein Beispiel für seine Idee vom Übergang in eine nächste Gesellschaft – können wir auch die transdisziplinären Entwicklungen in den Wissenschaften beobachten. Mit *Transdisziplinarität* ist ein wissenschaftliches Vorgehen gemeint, das sich nicht an den etablierten Grenzen der funktionalen Spezialperspektiven orientiert, das diese Barrieren eher überspringt und themenbezogenes Wissen generiert, zusammenträgt und verknüpft – jenseits der fachlichen Abgrenzungen. Dieses transdisziplinäre Vorgehen spiegelt sich etwa wider im Studium der Sozialen Arbeit und im entsprechenden Wissensvorrat der Profession und Disziplin, die seit Anbeginn ihrer Existenz auf Wissensbestände anderer Wissenschaften (etwa Psychologie, Soziologie, Ökonomie, Medizin etc.) und Praxen (beispielsweise der Ärzte, der Rechtsanwälte, der Verwaltungskräfte etc.) angewiesen waren.

Soziale Arbeit fügt das Wissen aus anderen Sphären in einer Weise zusammen, die häufig abwertend als eklektisch bewertet wird. Auf der Basis einer postmodernen Gemüts- und Geisteshaltung können wir hier eine Umdeutung vornehmen und mit Heinz-Günter Vester den Postmodernismus vom Modernismus unterscheiden: „Anders als der Modernismus mit seiner Differenzierungsideo-logie, deren Auswüchse Schubladendenken, Berührungängste und Vernichtung des Fremd- und Andersartigen sind, sieht der Postmodernismus in der Überschreitung und Überlappung von Differenzen etwas Positives, Begrüßens-wertes. Der Modernismus hat einen Horror vor dem Eklektizismus, der Postmo-dernismus erhebt die Durchmischung von Unterschiedlichem zum kreativen Prinzip.“ (Vester 1993)

Richard Münch hat herausgearbeitet, wie gerade in einer Gesellschaft mit hoch-spezialisierten Experten und entsprechenden Systemen ein Übergang vom Fachspezialistentum zu einer Art Kommunikationsvirtuosentum möglich werden muss (Münch 1995, S. 138ff). Unter Kommunikationsvirtuosen versteht er die Brückenbauer, die zwischen den Spezialperspektiven vermitteln, die Ver-bindungen stiften, wo die funktionale Differenzierung die Kontexte trennt. So setzt Münch auf die zunehmende Bedeutung, die transdisziplinären Studien-gängen zukommen wird, die eine Mittlerrolle zwischen den Spezialdisziplinen einnehmen werden. Solche Studiengänge „widersprechen den ehrwürdigen Prinzipien der Wissenschaft und der Praxis, weil sie zwischen ihnen liegen. Sie scheinen der zwangsläufigen Ausdifferenzierung von immer neuen Teildisziplinen und der beruflichen Spezialisierung entgegentzulaufen. [...] Hintergründig handelt es sich um Studiengänge, die einerseits eine Marktlücke schließen und so das Spektrum der Berufe um den Beruf des Moderators erweitern und andererseits dem Wissen einzelner wissenschaftlicher Disziplinen das langsam zu erarbeitende Wissen über Möglichkeiten der Verknüpfung hinzufügen. Wenn man so will, dann entsteht hier ein neues Spezialwissen, dessen Spezifikum in der Verknüpfung von anderem Spezialwissen besteht“ (Münch 1995, S. 146). Ein Beispiel für einen solchen transdisziplinären Studiengang, mehr noch: für eine solche Profession und wissenschaftliche Disziplin ist Soziale Arbeit.

Soziale Arbeit lässt sich als eine Vermittlungsprofession beschreiben, die immer dann tätig wird, wenn andere *nicht, nicht mehr* oder *noch nicht* tätig werden (vgl. Kleve 2000; 2007). Sie verweist in ihrer Funktion als *Brückenprofession* damit zumeist immer auch auf andere Professionen, ist also in diesem Sinne multiprofessionell eingebunden und bindet entsprechend ein (vgl. Kähler 1999).